



Messer, Schere,
Gabel, Licht ist für
kleine Kinder
nicht? Für Rose, 4,
schon: Sie knackt
mit ihrer Machete
eine Nuss

Wie lebt man auf Vanuatu, einer kleinen Insel im Südpazifik? Archaisch, idyllisch, immer langsam – denkt der westeuropäische Großstadtmensch. Und wird überrascht: von Kindern, die zuschlagen, und Müttern, die Fundraising machen →

Dorf mit Familienanschluss

Text
MARGOT WEBER

Mitarbeit
GERTRAUT RIEGER

Fotos
BETHEL FATH



Mama Toumelu sitzt in der offenen Küche und packt Essen in Palmenblätter ein. Alles wird grundsätzlich in Blätter verpackt

Der Tag in Siviri, einem kleinen Dorf mit etwa 200 Einwohnern, beginnt mit dem Krähen der Hähne bei Sonnenaufgang morgens zwischen fünf und sechs. Und mit dem unablässigen Rascheln der Pflanzen und Bäume im Wind. In der Ferne krächzen ein paar Wildvögel, das Meer rauscht. Warm ist es, die Luftfeuchtigkeit hoch. Im Küchenhaus macht der Großvater, Chief Atavi, Feuer, und die Großmutter, Mama Toumelu, setzt einen großen Wasserkessel auf. „Hemi gud“, das ist gut, sagt sie in einprägsamem Singsang. Wer mag, pflückt sich noch eine Mango.

Für zivilisationsmüde Westeuropäer, die sich nach Ursprünglichkeit und Authentizität sehnen, klingt das wie ein Leben im Paradies. Aber: Das ist es natürlich nicht. Der Alltag in der Republik Vanuatu, wie der Inselstaat in Melanesien offiziell heißt, hat mit unseren gängigen Südsee-Klischees nicht viel zu tun. Denn auch in Dörfern wie Siviri hat die Moderne längst Einzug gehalten. So besitzt dort selbstverständlich jede Familie einfache Handys oder Smartphones – jedes Kind daddelt



UND WO LIEGT DAS?

Der souveräne Inselstaat liegt etwa drei Flugstunden vom australischen Brisbane entfernt und gehört geografisch zur Region Melanesien. Die parlamentarische Republik besteht aus 83 Inseln bzw. Inselgruppen und hat etwa 258 000 Einwohner. Das Dorf Siviri liegt auf der Insel Efate.

von klein auf darauf herum –, und für fast alle Eltern sind der Schulbesuch ihrer Kinder und gute Noten das Allerwichtigste. Was in der Regel bedeutet, dass sie ihre Kinder auf diesem aus 83 Inseln bestehenden Fleckchen Erde nach der 6. Klasse auf eine andere Insel schicken müssen.

Ebenso wichtig wie Bildung: Geld verdienen. Das Selbstversorgerleben mit Fischfang und Gemüseanbau ist in Siviri längst Geschichte. Denn auch im Südpazifik locken die Konsumgüter – und die gibt's natürlich nur gegen Vatu, wie die Landeswährung heißt. Begegnungen mit Touristen aus immer mehr Urlaubsfliegern und von Kreuzfahrtschiffen wecken immer neue Begehrlichkeiten. Die 258 000 Einwohner des Inselstaats leben im Augenblick in einer Phase tiefgreifender Veränderungen: Manche Traditionen existieren noch, manche haben Kolonialisierung und Missionarisierung, später die Moderne einfach weggefeigt.

Früher gab es vielerorts auf Vanuatu Frauen- und Männerhäuser, dazu pro Familie ein Küchenhaus. Die Geschlechtertrennung hat sich fast aufgelöst. Nicht geändert hat sich jedoch, dass eine Familie weiterhin in mehreren Häusern lebt: im Schlafhaus, in dem auch die Habseligkeiten aufbewahrt werden, in der überdachten Küche mit ihren offenen Wänden, auf der überdachten Veranda. Kinderzimmer? Unbekannt. Das Leben spielt sich hauptsächlich im Freien ab. Bestanden die Wände mancher Häuser in Siviri allerdings früher noch aus Bambusgeflecht – und die Dächer aus geflochtenen Palmblättern –, sind sie heute meist gemauert und haben eine Wellblechauflage.

Im Küchenhaus sitzt nun Mama Toumelu in ihrem bunt gemusterten Kleid auf dem Boden und bereitet das Mittagessen vor. „Ich bin oft in der Küche, nicht so oft im Garten“, erzählt sie in ihrer Landessprache Bislama. „Im Garten ist der Papa, das ist sein Bereich.“ Vier Kinder hat sie großgezogen, doch unter Familie versteht die mehrfache Großmutter etwas ganz anderes als die Europäer.

„Auf Vanuatu leben immer mehrere Generationen zusammen in einem Verbund – Kleinfamilien gibt es nicht“, erklärt der Münchner Ethnologe Arno Pascht. Auch die Pflegekindschaft sei verbreitet. Generell werde Verwandtschaft viel breiter definiert als in der westlichen Welt. Man lebt das Modell der „erweiterten Familie“, wie die Wissenschaftler sagen. Ein durchlässiges System, das es bis heute in ganz Ozeanien gibt.

Pascht und seine Kollegin Desirée Hetzel arbeiten seit drei Jahren für ein Forschungsprojekt der Münchner Ludwig-Maximilians-Universität immer mal wieder mehrere Monate auf Vanuatu. Und sie haben dort vielfach gesehen, dass dieses offene Modell vor allem für die Kinder Vorteile bietet: „Müssen sie nach der Grundschule an einen anderen Ort umziehen, ➔



1



2



3

Fundraising mit Kochtopf: Das machen die Frauen auf Vanuatu, wenn sie knapp bei Kasse sind



4



6



5

1 Chief Atavi und Dwaine im Garten **2** Typisch: Fisch mit Laplap, einer Paste u. a. aus Brotfrucht, Banane, Yam **3** Strand bei Siviri **4** Faina mit ihren Kindern Lena und Tallo. Rose (li.) ist aus der Nachbarschaft da **5** Korallenriff im Pazifik bei Siviri. **6** Die Frauen der Familie bereiten Blumenschmuck für den Gottesdienst vor



1 Die Schule
unweit von Siviri.
Die Direktorin
ist eine Tochter von
Mama Toumelu
und Chief Atavi
2 Lenas Klasse mit
einer Lehrerin



werden sie nicht ausgegliedert aus dem Familienverbund, sondern kommen bei Verwandten unter. Sie gewinnen also neue Eltern hinzu.“ Und was haben Erwachsene von diesem Konzept? „Das Gleiche“, antwortet Hetzel. „Sofort Verwandte vor Ort, bei denen man wohnen kann und die einem durch den Alltag helfen. Diese flexible Auffassung von Familie bietet allen Mitgliedern ein verlässliches Netz.“ Ein Ausstieg aus dem Familienbund? Ist nicht vorstellbar und werde ihres Wissens auch nicht praktiziert, so die Ethnologin.

Der Tee ist fertig, Mama Toumelu reicht einen trockenen Keks dazu. Danach zieht Chief Atavi, der nicht nur Familienvorsteher ist, sondern auch stellvertretender Dorfvorsteher, in seinen Garten. Die vierjährige Rose läuft ihm hinterher, sie trägt nichts am Leib außer einer winzigen Shorts – und einer Machete. Als Atavi ihr eine Nuss reicht, hackt sie diese sofort gekonnt auf. Unterdessen sind die älteren Kinder zur Ringstraße vorgeprescht, wo sie vom Minibus aufgesammelt werden, der sie zur Schule in die Hauptstadt Port Vila bringt. Gut 45 Minuten Fahrzeit ein Weg. Billig ist ihr Leben nicht: Nicht nur der Bus



GLAUBENSACHEN

Auf Vanuatu sind heute 83 Prozent der Bevölkerung Christen. Es existieren allerdings auch noch nichtchristliche Bräuche wie etwa der „Cargo-Kult“: Danach wurde die für die Menschen unerklärliche Landung von unbekannten Schiffen in und nach dem Zweiten Weltkrieg als das Werk von Göttern gesehen.

Schwimmen ohne Aufsicht: für die Kinder hier völlig normal

kostet Geld, sondern auch die Schulkleidung, die Bücher, das Schulessen – und die Schule selbst.

Sind die Vatu mal knapp – und das sind sie öfter –, werden sie spontan herangeschafft. So auch heute. „Fundraising“ nennt das die Familie. Dann kochen die Frauen kilowise Essen, schaffen es hoch zur Straße und breiten es dort auf einem Tisch aus. „Wir hoffen auf hungrige Autofahrer“, sagt Faina. Was fehlt denn im Augenblick konkret? „Geld für die Schulgebühren.“ Nicht selten wird aber auch Feuerholz verkauft. Oder Obst und Gemüse. Auf Vanuatu ist alles flexibel und alles im Fluss. So wird der Mann, der Chief Atavi gerade im Garten hilft, zwar von allen Uncle John genannt, ist aber kein Blutsverwandter.

Wer von den etwa 40 Erwachsenen in Siviri ist denn nun tatsächlich mit wem verwandt, wer ist Cousin und wer Pflegekind? „Selbstverständlich weiß man, wer einen geboren hat“, sagt Ethnologin Hetzel, „aber die biologische Mutter spielt auf Vanuatu keine so große Rolle wie bei uns.“ Hinzu komme: Viele Kinder nennen nicht nur ihre Mutter „mami“. Auch eine ältere Tante mütterlicherseits kann so heißen – wird dann aber, um sie zu unterscheiden, „big mami“ gerufen. Und die jüngere Tante ist dann eben „small mami“.

Faina, die Frau des Lehrers Jimmy, raspelt nun in der Küche zunächst Kokosfleisch, kümmernt sich dann um das Mittagessen. Mama Toumelu hat eine Krabbe vorbereitet, dazu gibt's ein Curry. Um 12 Uhr kommt bei ihnen vorbei, wer hungrig ist. Viele sind es nicht. Die Schulkinder kehren erst später zurück und sind dann bereits in der Schulkantine gepflegt worden – und Chief Atavi ist im Garten geblieben. Was nun folgt? „Spell-Time“, sagt Faina, Mußezeit bis gegen drei. Die Großen machen draußen im Schatten ein Nickerchen, die Kleinen spielen und klettern.

Später sind Elizabeth, 9, und Dwaine – orangefarbenes T-Shirt, lässige Jogginghose, Flip-Flops – zurück in Siviri und wollen Chief Atavi im Garten helfen. Der 13-Jährige möchte Taros pflanzen, Wasserbrotwurzeln. Ein Multifunktionsobjekt: Die essbare Knolle lässt sich kochen, backen, reiben. In kühlenden Umschlägen kann man damit aber auch Prellungen, Zerrungen, Entzündungen behandeln. Kenntnisse in Heilkräuterkunde sind wichtig, wenn der nächste Arzt nicht nur Geld kostet, sondern



Einmal am Tag,
mindestens: Elizabeth
und Lena
toben im Pazifik

auch weit weg ist. Klar auch, dass die Kinder von klein auf bei allem helfen wollen.

Gegen vier kommt Chief Atavi aus dem Garten zurück, greift sich einen leeren Kübel und füllt ihn an der vollen Regenwassertonne auf. „Me go swim“, grinst er, ich gehe duschen. Er seift sich ein und schüttet sich das Wasser portionsweise mit einer Margarineschachtel über den Kopf. Es gibt zwar fließendes Wasser und in den Haushalten auch eigene Häuschen mit Dusche. Doch wenn die Wasserversorgung mal ausfällt – was nicht gerade selten passiert –, muss eben improvisiert werden.

Seine Enkel toben unterdessen im Meer – was hier „swimswim lo solwota“ heißt. Unter Aufsicht? Natürlich nicht. „Die Kinder werden hier bewusst zum eigenständigen Handeln erzogen“, so Hetzel. „Sie wachsen sehr frei auf, sind schon früh selbstständig.“ Elizabeth paddelt heran, sagt prustend: „Ich muss jeden Tag einmal ins Wasser.“

Um 18 Uhr geht die Sonne unter, und die Männer des Dorfes versammeln sich auf eine Runde Kava. Eine Art tropisches Feierabendbierchen, das sie aus Plastikschaalen trinken – und das in Europa zur Behandlung von leichten Angstzu-



DIE ERSTEN

... Menschen kamen
vermutlich vor etwa
3500 Jahren von
Papua-Neuguinea nach
Vanuatu. 1774
entdeckte James Cook
die Inselgruppe. Ab
1887 stand Vanuatu
unter britisch-französi-
scher Kontrolle,
1942-45 übernahmen
die USA die Verwal-
tung. 1980 wurde
Vanuatu unabhängig.

ständen eingesetzt wird, denn Wurzel und Rinde der Pflanze mindern Spannungszustände. Was sie dabei sonst noch so machen? „Tellem storian“, grinst Chief Atavi. Sie erzählen sich vom Tag.

Beim Abendessen um 19 Uhr ist es längst stockfinster, Glühbirnen in den Häusern spenden Licht. Die Großfamilie versammelt sich am Esstisch – auf den Bastmatten, die unter dem Vordach am Boden liegen, essen sie nur dann, wenn mehr Menschen als die Kernfamilie anwesend sind. Heute Abend spricht Mama Toumelu das Tischgebet, sie tut das abwechselnd mit Chief Atavi und den Kindern. Die beiden führen, was die Arbeitsteilung betrifft, selbst nach europäischen Maßstäben eine gleichberechtigte Beziehung. Denn der Chief hilft auch viel in der Küche.

Was beide umtreibt? Die Sorge um das Wohlergehen der Nachkommen. Was sie sich am meisten wünschen? Chief Atavi sagt: „Dass die Enkel einmal ein gutes Leben haben.“ Spätestens um Neun liegen dann alle Kinder im Bett. Mama Toumelu folgt, nachdem sie die Küche aufgeräumt hat, als Letzte, um zehn. Sieben Stunden bis zum nächsten Hahnenschrei. ●